

Zwölf Tage unter Wasser gefangen.

Vor dem Seeamt in Danzig fand dieser Tage die Verhandlung über das Schiffsunglück statt, das die Tialk „Erndte“, unter Führung des durch seine zwölfwägige Gefangenschaft unter Wasser allgemein bekannt gewordenen Kapitäns Hans Engellandt, Die „Danz. Ztg.“ berichtet darüber: Engellandt ist ein 32-jähriger, verheirateter Mann aus Bretholz bei Rendsburg. Er ist Besitzer und Kapitän des eisernen Segelschiffes „Erndte“. Das Schiff lud in Ruß bei Memel Diele nach Oldenburg und ging am 18. April, morgens 7 Uhr, von Memel in See. In der Nacht zum 19. April entwickelte sich der Sturm mit Schneeböen zu einem Orkan. Wasser nahm das Schiff jedoch nicht über und eine besondere Gefahr schien nicht vorhanden zu sein. Um 4 Uhr morgens übergab der Kapitän dem Steuermann die Wache und ging um 4 1/2 Uhr in seine Kajüte, um sich umzukleiden. Nach etwa 20 Minuten fand er plötzlich gewissermaßen „Kopf“. Er fiel um, und was bisher oben war, war plötzlich unten; er stand auf der Decke, während der Fußboden über ihm schwebte. Das Schiff war nach der Backbordseite gekentert. Kapitän Engellandt nimmt an, daß der Windstoß von der Seite gekommen sei. Eine Sturzsee mag die Segel gefaßt und die Deeklast zur Seite geschoben haben, wobei das Schiff gekippt und umgekehrt worden ist. Die Kajüthür wurde durch den Wasserdruck von außen sofort geschlossen und Engellandt war eingesperrt. Von den übrigen drei Personen der Besatzung hat er nichts mehr gehört noch gesehen; sie sind wahrscheinlich sofort weggespült worden und ertrunken.

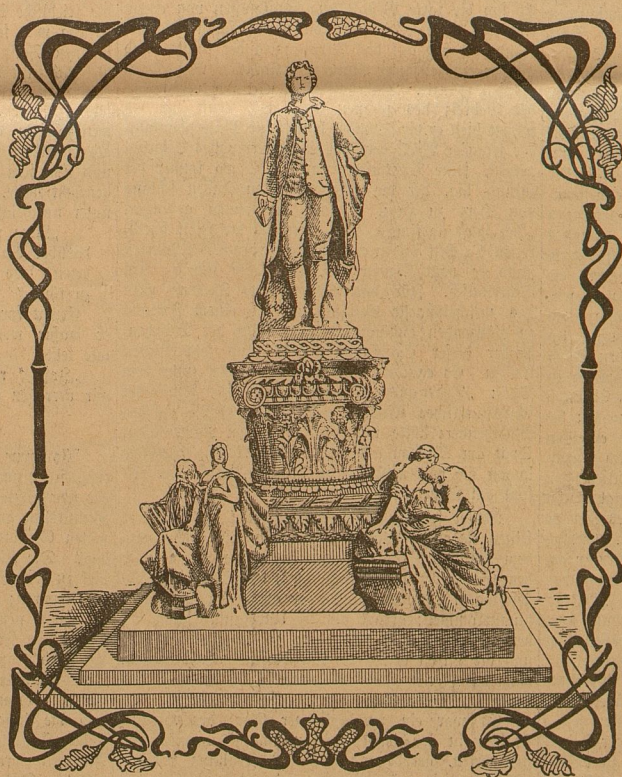
Das Wasser stieg alsbald fünf Fuß hoch, sodas Engellandt in den Kielraum stüchsen mußte, der sich über ihm befand und in dem nur Brennholz und alte Segel vorhanden waren. Nahrungsmittel waren nur in der Kajüte enthalten, und zwar Kolonialwaren in Fächern. Das umgekippte Schiff, welches etwa 120 Seemeilen westlich von Memel gekentert war, arbeitete in dieser Lage stark, wurde jedoch nach einigen Tagen ruhiger. So begannen die merkwürdigen zwölf Tage unter Wasser. Der Fußboden der Kajüte war lose mit Brettern belegt. Einige Bretter fielen nach der Kenterng sofort auf die frühere Decke. Durch dieses Loch kroch Engellandt

in den Kielraum und besetzte dann sofort den Fußboden. An dem Fußboden war das Spind mit dem Proviant besetzt. Diejenigen Fächer, welche sich dem Fußboden zunächst befanden, blieben trocken, da die Kajüte sieben Fuß hoch und das Wasser nur fünf Fuß hoch gestiegen war. Diese trocken gebliebenen Fächer schlug Engellandt ein (herausziehen durfte er sie nicht, da der Inhalt sonst ins Wasser gefallen wäre) und nahm zwei Büchsen kondensierte

schützte er sich möglichst vor der Kälte und machte sich ein Lager im Kielraum. Am Tage hatte er durch den Widerschein des Sonnenlichts im Wasser etwas Beleuchtung, etwa in der Stärke des Mondlichts. Gute Dienste leistete ihm ein Hammer, den er vorfand, und mit dem er bei Tage gegen den Schiffsboden schlug, um sich etwa vorüberfahrenden Schiffen bemerkbar zu machen.

Am 12. Tage dieses Mangens und Bangens zwischen Leben und Tod, zwischen Hoffnung und Vernichtung, machte die Rettung. Der norwegische Dampfer „Aurora“, geführt von dem Kapitän Sörenzen, erblickte einen schwimmenden Gegenstand, den er bald als ein geteueres Schiff erkannte. Er wollte dieses Schiff retten und schickte deshalb den Steuermann mit einigen Leuten mit einem Boot zu dem schwimmenden Gegenstand. Als die Leute das Schiff betraten, hörte Engellandt die Fußtritte und klopfte sofort gegen die Wand. Die Leute hörten das Klopfen und riefen, worauf Engellandt antwortete. Die Worte waren ziemlich gut zu verstehen. Engellandt bat, das Schiff an Land zu bringen, da er noch auf vier bis fünf Tage Proviant habe, und schlug das in das Schiff gebohrte Loch von innen wieder zu. Kapitän Sörenzen machte sich nur an das Einschleppen des Schiffes nach Neufahrwasser. Es mußte darauf geachtet werden, daß die Lage des Schiffes nicht erheblich verändert wurde, da dies dem Gefangenen das Leben hätte kosten können. So langte die „Erndte“ im Hafen von Neufahrwasser an, und die Befreiung Engellandts konnte hier am 30. April, abends 9 1/2 Uhr, erfolgen. Bei der Verklarung fehlten die Schiffsbücher, die noch in der Kajüte geblieben sind. Das Schiff und die Ladung sind versichert. Der Wert der Ladung beträgt 9200 Mark. Der Reichskommissar Kapitän z. S. Rodenacker hielt bei diesem Unfall ein menschliches Verschulden nicht für vorliegend. Hoch anzuerkennen sei das Verhalten des schwedischen Kapitäns Sörenzens. Der Spruch des Seeamts lautete dahin, daß ein menschliches Verschulden an dem Unfall und dem Tode der drei Mann Besatzung nicht vorliege. Wahrscheinlich sei das Kentern dadurch entstanden, daß eine mächtige Woge Segel und Deeklast erfaßt und das Schiff umgekippt habe.

Ueber die Befreiung „Engellandts“, von der wir bereits kurze Mitteilung gemacht haben, giebt ein Bericht der „Danz. Ztg.“ noch folgende, die obige Darstellung ergänzende Einzelheiten. Der norwegische



Goethe-Denkmal in Rom. (Text Seite 174.)

Milch, drei Pfund Pflaumen, etwas Reis, Zucker und Mettwurst heraus. Mit diesen Nahrungsmitteln ging er sehr sparsam um, und füllte immer nur seinen größten Hunger, denn er konnte nicht wissen, wie lange seine Gefangenschaft dauern würde. Den Durst löschte er mit Meereswasser, das ihm keine Beschwerden verursachte. Er war nur mit Unterhose und Hemde bekleidet und froh natürlich sehr. Mit den Segeln und einigen Säcken, die er vorfand,

Allerleuten.

Roman von Ella Haag.

[Nachdruck verboten.]

[Vortsetzung.]

Dampfer „Aurora“, Kapitän Sörenzen, hatte das Brack der „Erndte“ um 4 Uhr nachmittags in einer ungefähren Entfernung von 170 Seemeilen abwärts Kirghöft gesichtet und, da das Wetter still war, ein Boot ausgesetzt, um das Schlepptau daran festzulegen. Bei diesen Arbeiten vernahm die Leute ein Klopfen, das aus dem Schifferumpf des gekenterten Fahrzeuges gegen den Eisenboden geführt wurde. Auf lautes Anrufen hörte man auch eine Stimme. Es wurde nun von dem Maschinenpersonal des Dampfers an der Stelle, von wo das Klopfen zu hören war, ein Loch durch die eisernen Kumpflatten gebohrt, durch welches darauf von innen heraus der Finger eines Menschen zum Vorschein kam. Es war also zweifellos ein lebendiger Mensch in dem nur wenige Fuß über dem Meerespiegel hervorragenden Schiffswrack. Durch Befragen konnte festgestellt werden, daß die unfreiwillige Gefangenschaft des lebendig Begrabenen bereits vom 18. April, also elf Tage gedauert hatte, daß derselbe sogar Nahrungsmittel gefunden und solche noch für etwa drei Tage vorrätig habe. Da eine weitere Defnung des Schiffsbodens auf See unmöglich war, diese auch ein sofortiges Untersinken des Wracks herbeigeführt hätte, so wurde das Bohrloch wieder verspundet und das Fahrzeug von der „Aurora“ ins Schlepptau genommen. Auf diese Weise gelangte es auf der See an, von wo es durch die Bugfirdampfer „Mir“ und „Arion“ in das Hafengebiet gebracht wurde. Lotsenkommandeur Wunderlich ließ das Schiff sogleich unter den großen Krahn ziehen, wo es durch untergebrachte starke Ketten abgefangen wurde, d. h. in der Höhe festgehalten wurde, in der es sich befand, sodaß ein weiteres Untersinken ausgeschlossen war. Alsbald machten sich Schlosser und Schmiede der königlichen Hafenbauverwaltung mit Aufbietung aller Kraft daran, durch Begleimmen der Niete und Schiffsplanken eine größere Defnung im Schiffsboden herzustellen. Man konnte die Antworten des Angerufenen deutlich hören. Er gibt seinen Nattern Weisungen über die Lage der Spanten unter den zum Teil schon durchgehauenen Planken; er jammert um schnelle Hilfe, da das Wasser unter ihm, das bisher nach seiner Schätzung fünf Fuß hoch war, stetig steigt. Man teilt ihm mit, daß das Schiff festgehalten wird und nicht sinken kann; man beruhigt ihn, ermahnt ihn, sich bei dem Durchschlagen des Schiffsbodens vor Verletzungen zu schützen. Schon haben die Arbeiten über eine Stunde gedauert und noch will nichts von dem festgefüzten, erst fünf Jahre alten Schiff wanken. Eine kleine Defnung macht sich bemerkbar, viel zu klein noch freilich, um den Hilfesuchenden eine Erlösung aus seiner Todesstube zu ermöglichen. Die von außen nicht sichtbaren Spanten hindern ein Durchdringen. Es wird von neuem betrachtet. Neue Nietensöpfe weichen den erneuten Hammerschlägen. Man sieht eine Hand sich durchzwängen, sie klammert sich an die nächstliegenden Gerätschaften. Aber sie muß noch einmal gelöst werden und ansharren, bis sich ihr die des Natters entgegenstrecken, um das Werk zu vollenden. Endlich um 9³/₄ Uhr ist das letzte Hindernis überwunden. Die Defnung ist groß genug, einen menschlichen Körper durchzulassen. Mit jauchzendem „Hurra“ wird der lebendig Begrabene herausgehoben und dem bereits wartenden Arzt übergeben, auf dessen Rat und Veranlassung er in das „Hotel zu den Provinzen“ gebracht wird, wo er eine Tasse Kaffee verlangte und zu sich nahm. Der so wunderbar Gerettete ist bei vollem Bewußtsein, vollständig bei Kräften selber zu gehen und sichtlich erfreut, nach so langer Todesangst nun endlich Gewähr für sein Leben zu haben. Er nennt den Namen seines Schiffes und erzählt die näheren Umstände des Schiffbruches. Sich nach seiner Schiffsbemannung erkundigend, wird ihm zur Schonung versichert, daß diese geborgen sei, was, obgleich eine Bestätigung vom Gegenteil bisher noch nicht bestimmt bekannt geworden ist, wohl schwerlich zutreffen dürfte.

Ein großes Vermögen erlaubte ihm, ganz seinen Neigungen nach zu leben, er hatte die Universität besucht, war Doktor der Rechte geworden, ohne sich durch eine Stellung fest zu binden. Er malte, spielte wunderschön Klavier, sang mit weicher Baritonstimme, kurz, er hatte von Mutter Natur so viel Talente erhalten, deren jedes ihn zu einem Künstler berechtigte. Doch dieselben wurden ihm nur zu Stufen, deren höchste er als Schriftsteller erreichte. Seine Romane und Novellen erregten Sensation unter dem lebenden Publikum, und machten in kurzer Zeit seinen Namen berühmt.

„Ja, er ist eben ein Sonntagskind,“ pflegte seine verstorbene Mutter stolz zu sagen, „er könnte, wenn er wollte, als Klaviervirtuos, als Sänger und als Maler die Welt entzücken; aber er zieht es vor, diese Talente einzig seiner Mutter zu weihen! Als Dichter gehört er der Welt, in der Musik und Malerei einzig mir, ja er ist eben ein Sonntagskind!“

Diese Worte der Unvergesslichen klangen ihm ins Ohr, als er so einsam am Klavier seine Gedanken in Afforden ausströmen ließ. Niemals hatte ein Mädchen einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht und jetzt konnte er seine Seele nicht losreißen von dem Wilde Frenens.

Er hätte sie malen können, Zug um Zug, das zarte Oval ihres Gesichtes mit den silberblonden Haaren, den träumerischen Augen, dem süßen Mund. Er sah die zarte Gestalt eng umschlossen von einem einfachen Trauerkleid und die weiße, schön geformte Hand, die sich auf das Treppengeländer stützte, und an der ein feltamer Ring mit Korallen wie Blutstropfen glänzte. Wahrhaftig, er war wie verzaubert, der Liebreiz des schönen Mädchens, denn für ein solches hielt er die Fremde, hatte seine Malerphantasie, der traurige Blick, der ihm ein schmerzvolles Schicksal verriet, seine Dichterseele angezogen, wo immer der Grund lag, der die geheimnisvollen Fäden schlang von Herz zu Herz, er war umponnen gefangen. „Ich muß sie finden und sollte ich die Welt durchreisen!“ Mit diesen entschlossenen gesprochenen Worten stand er vom Klavier auf, und setzte sich an den Schreibtisch. Für das Gemüt eines Dichters wird das unscheinbarste Ereignis oft zu einem Impuls zu glänzenden Schöpfungen, wie sollte der Märchenzauber dieser Empfindung nicht auch jetzt Blüten treiben. Es entstand ein Werk, das später unter dem Titel: „Lieder an die Namenlose,“ in keiner Bibliothek schwärmerischer Mädchenseelen fehlte, denn welches Mädchenherz hätte nicht auch so einen Namenlosen. Spät am Morgen erwachte Doktor Nolte, er pflegte immer die halben Nächte zu arbeiten, dafür aber erst spät am Tage aufzustehen.

Als er sein Frühstück eingenommen hatte, ließ er seinen eleganten Wagen anspannen und fuhr nach dem Kirchhof. Es zog ihn heute gewaltig nach dem Grabe des teuersten Herzens, das jemals für ihn geschlagen. Darum mußte er auch gestern so spät hinauskommen; gerade als die Unbekannte schon auf dem Heimweg war und dann zog es ihn ihr nach und die Pflicht gegen die Entschlafene war vergessen, wahrhaftig er machte sich Vorwürfe, darum galt auch heute sein erster Gang dem Grabe der Mutter.

Es war ein wunderschöner Tag, der Himmel strahlte in leuchtendem Blau und Sonnenstrahlen flimmerten, gerade als sollte es Frühling werden, nicht aber als wäre Allerleuten da, der Vorbote des langen, kalten Winters.

Kränze über Kränze lagen auf den Hügel und auch das Grab seiner Mutter glück einem kleinen Garten, über den Göttin Flora verschwenderisch ihr Füllhorn ausgegossen. Er öffnete das hohe vergoldete Gitter und lieb entblöhten Hauptes vor dem weißen Marmorkreuz stehen, unter dessen blumengeschmückten Hügel das Mutterherz schlummerte.

Lange mochte der junge Mann in schmerzlicher Erinnerung verloren, so gestanden sein, endlich hob er den schönen Kopf empor und ließ seinen Blick

über die anderen Gräber schweifen, die sich in endlosen Reihen aneinander schmiegen. Da, was war das? Lebte er denn wirklich in einem Märchen? An dem Gitter, welches das Grab seiner Mutter von dem andern trennte, lag auf dem schimmernden Kies des schmalen Weges ein goldener Reif und die Sonne beleuchtete hell das blutrote Kreuz, das den Ring schmückte.

Er hätte diesen Ring unter Tausenden erkannt, wem gehörte das Grab?

Fast zögerte er nun vor atemloser Ueberraschung, denn das Rätsel, das sein Gemüt so lebhaft beschäftigte, sollte in wenigen Sekunden gelöst sein. Er beugte sich weit vor, um die Inschrift des Kreuzes zu lesen. — Da standen in großen goldenen Buchstaben so deutlich und doch so unlesbar die Worte: „Meiner Mama,“ kein Datum, nichts, nichts weiter.

„Nein, Robold Zufall macht es zu toll,“ rief er endlich aus, doch was sollte er thun? Den Totengräber fragen? Aber der Alte war gestorben und sein Nachfolger im Amte war erst kurze Zeit im Dienste, würde er ihm Aufklärung über den Namen geben können? Und dann der Ring? Sprach er mit dem Totengräber, mußte er das gefundene Gut abgeben und doch hoffte er gerade durch den Ring die Unbekannte zu entdecken.

Er nahm denselben behutsam aus dem Kies, betrachtete ihn genau, ob nicht irgendwo etwas eingraviert sei, aber es war nichts zu entdecken, nur sehr abgenutzt war er, auf alle Fälle eine teure Erinnerung für die Besitzerin, die dieselbe wohl schmerzlich vermissen mag.

Sorgfältig legte er das Kleinod in seine Brieftasche, dann verließ er in seltsam erregter Stimmung die friedliche Stätte. Ja, das erste Kapitel, die Einleitung war fertig, sein Roman begann! Nach der seltenen Fassung zu schließen, war der Ring ein Erbstück in der Familie, die Unbekannte mußte nach demselben forschen und auf diese Weise hoffte er sie wiederzufinden. Einige Tage vergingen, Doktor Nolte durchstöberte alle Zeitungen und vergebens, da endlich, als er wieder sein Arbeitszimmer eines Abends betrat, und ihm sein Diener alle Hauptblätter der Heftzeit gebracht hatte, entdeckte er in einer Ecke des Blattes unter unscheinbarem Druck folgende Annonce:

„Ring mit Kreuz aus Korallen verloren, wer darüber Aufklärung geben kann, wird flehend gebeten, dies unter Chiffre A. M. postlagernd N. zu thun.“

Erregt sprang Doktor Nolte auf, ein Fingerzeig, er mußte wenigstens die Stadt, wo die Namenlose lebte.

„Josef,“ rief er seinem Diener zu, „sofort packen, wir verreisen morgen für vielleicht längere Zeit.“

IV.

Als Frene des andern Morgens aufgestanden war, erschien sie noch bleicher als gewöhnlich, die Strapazen der überführten Reise, vereint mit neuen schmerzlichen Gemütsbewegungen, waren nur zu deutlich in ihren zarten Gesichtszügen zu lesen. Doch wer beachtete das? Die Kinder waren zu klein, und der Mann viel zu sehr Egoist, um sich um Anderer Wohlergehen zu kümmern; höchstens die Dienftboten richteten belästigende, neugierige Blicke auf die verweinten Augen der jungen Frau.

Doch trotz ihren wehen Empfindungen kam sie ihren Pflichten gewissenhaft nach, der Kaffeetisch war zierlich geordnet, die kleinen Knaben niedlich gekleidet und die junge Frau selbst erschien in ihrem einfachen Hauskleid so frühlingssüß, daß der traurige Ausdruck ihrer Züge einen schmerzvollen Gegenja bildete. Das Bild der häuslichen Gemütslichkeit wäre ein vollkommenes gewesen, besonders für den oberflächlichen Beschauer, hätte der Familienvater nur etwas in den lichten Rahmen gepaßt. Doch nachlässig, Haar und Bart kaum gekämmt, wortkarg und mürrisch erschien er an dem Frühstückstisch. Kein liebevolles Wort, keine Frage an Frene oder die Kinder, nur Augen und Gedanken in die Briefe vergraben, welche der Postbote soeben gebracht, so trank er seinen Kaffee. Endlich — erleichtert atmete Frene auf — verließ er das Zimmer, um nach der Fabrik zu gehen, die ein paar Häuser entfernt lag.

Das gleichmäßig wie eine Uhr sich abhangelnde Näherwert der Alltäglichkeit begann, kochen, waschen und bügeln, so sagte ja gestern der liebevolle Gatte zu ihr, als wenn der Tag für sie je etwas anderes brächte! Unberührt stand ihr Flügel in der Ecke, fand sie doch kaum Zeit, ihre Blumen zu begießen, müde verrichtete sie ihre vielen Obliegenheiten, denn der Druck ihrer liebeleeren Häuslichkeit lag wie ein Alp auf ihrer Seele. So verfloß der Tag, interesselos, gleich jedem andern, der Abend kam heran, die plaudernden Kindermädchen verstumten und die junge Frau blieb ganz allein, denn ihr Gatte brachte jeden Abend außer dem Hause zu, mit Ausnahme derjenigen, wo er ermüdet von durchschwelgten Nächten, gleich nach dem Abendessen zu Bette ging.

So vergingen in trüber Gleichmäßigkeit die Tage, nun von neuem schmerzvoll bewegt durch den Verlust des Ringes, den sie am Tage ihrer Ankunft erst entdeckte! Derselbe, ein teures Andenken, wie Doktor Nolte ganz richtig vermutete, beunruhigte sie im höchsten Grade; ihre verstorbene Mutter, die etwas noch dem Aberglauben vergangener Tage gebuldigt hatte, betrachtete den Ring immer als einen Talisman, der dem Träger Glück bringe. Sie erließ daher die Annonce in der Wiener Zeitung und beschloß heute auszugehen, um auf der Post nachzufragen, obgleich sie wenig oder gar keine Hoffnung hatte, das Familienkleinod wiederzufinden. Dicht verschleiert betrat sie das Postgebäude und wer beschrieb ihre Freude, als ihr auf ihre schüchterne Frage nach einem Brief aus Wien unter der bezeichneten Adresse ein eleganter Brief gereicht wurde, worauf mit schöner Handschrift die von ihr angegebene Adresse stand.

Nach schlüpfte die junge Frau in eine Konditorei, um dort den Brief unbeachtet lesen zu können. Derselbe lautete:

„Mein hochgeehrtes Fräulein!

Der Ring mit dem roten Kreuze wurde von mir gefunden und es wird mir ein Glück gerechnen, Ihnen denselben persönlich überreichen zu dürfen. Da ich des Ringes wegen, der wohl ein teures Andenken ist, direkt nach W. reiste, da ich denselben weder der Post, noch fremden Händen anvertrauen will, so bitte ich Sie, mir einen Ort anzugeben, wo ich Ihnen, hochgeehrtes Fräulein, denselben selbst überreichen kann.

Mit Hochachtung und tiefster Verehrung
Ihr ergebener Doktor Reinhold.“

„Mein Ring ist gefunden, Gott sei Dank,“ dachte Irene, doch wo sollte sie denselben in Empfang nehmen? Peinliche Situation! War der Herr alt oder jung?

Sie las den Brief wiederholt durch, doch über diesen Punkt gaben ihr die wenigen Zeilen keine Aufklärung. Als Adresse war eines der ersten Hotels der Stadt angegeben.

Unschlüssig wußte Irene nicht, was antworten. Ihren Gatten hatte sie nichts von ihrem Verluste mitgeteilt, sie fürchtete in einer Hinsicht seine Vorwürfe, in der andern seinen Spott, der jedes zartere Gefühl mit Füßen trat, und dem das Wort Andenken ein leerer, unfasbarer Begriff war.

Doch je mehr sie nachdachte, desto weniger wußte sie einen Rat und den Ring mußte sie haben, um jeden Preis. Endlich fiel ihr ein Ausweg ein. Am dem Ende der Stadt lag ein Sichenwäldchen, das des Vormittags meistens unbesucht war. Dort pflegte sie manchmal mit ihren Knaben hinzugehen, die Abgeschiedenheit des lieblichen Sichenhains wirkte stets beruhigend auf Gemüt und Nerven. Dorthin wollte sie den Fremden bitten hinzukommen, um ohne Aufsehen das teure Kleinod ihrer Mutter in Empfang zu nehmen.

Schnell hatte sie auf ein Blättchen ihres Notizbuches geschrieben, daß sie morgen um elf Uhr den Herrn in dem Sichenhain an der Sonnenbrücke erwarten werde. Diese Zeilen schloß sie in ein Kuvert, gab sie einem Dienstmann zur Beforgung und begab sich nach Hause.

Ihr Herz klopfte bei dem Gedanken an ein Stellbilden, doch wo lag die Schuld? Sie hatte etwas verloren und da der Finder darauf bestand, den Gegenstand selbst zu übergeben, so blieb wohl nichts anderes übrig, als einen Ort zu bestimmen. Dennoch

war Irene froh, als sie nach Hause kommend, ihrem Gatten nicht begegnete, denn in ihrem monotonen Leben war dies kleine Geheimnis, so harmlos es war, schon ein Ereignis, das sie mit banger Erregung erfüllte.

Endlich, ein etwas unwolkter Morgen dämmerte heran, war die Nacht vorüber, in der sie die seltsamsten Träume in Bezug des Ringes gehabt. Sie besorgte ihre häuslichen Pflichten und ging, den kleinen Ludwig an der Hand, dem Wäldchen zu. Eine nervöse Unruhe ergriff sie, fest drückte sie das Händchen des Kindes, als suchte sie in seiner heiligen Nähe Schutz gegen das unerklärliche Gefühl der Bangigkeit, das sich, je näher sie den geliebten Sichen kam, ihres Herzens bemächtigte: doch in wenigen Augenblicken war ja alles abgethan. Der alte Herr, ganz gewiß war es ein solcher, darum auch das pebanische Verlangen, ihr den Ring persönlich zu übergeben, hatte keine Schuldigkeit gethan und war wieder abgereift. Gewiß ein Lehrer oder Professor, mit weißem Haar und Bart, der die alte Stadt kennen lernen wollte, und dabei gleich die Milchgabe des gefundenen Ringes verband, — wie lächerlich, sich da nur im geringsten zu ängstigen.

Sie hatte sich so in die Erscheinung des alten Herrn geistig vertieft, daß sie zögernd stehen blieb, als sie einen jungen, hübschen Mann mit dunkelblondem, leicht gelocktem Haar und krausen hellblonden Schurrbart auf sich zukommen sah.

Es fiel ihr nicht ein zu denken, daß dieser ideal aussehende Fremde der Ueberbringer des Ringes sein könnte, nur peinlich war es ihr, gerade heute, hier jemand zu begegnen, wo sie so gerne ungesehen, so schnell als möglich alles beendet hätte.

Dr. Noltes dunkle Augen aber blitzten freudig auf, denn trotz des dichten Schleiers hatte er die Züge der Unbekannten erkannt mit tiefer Verbeugung seinen Hut lüftend, blieb er vor ihr stehen und sprach: „Mein gnädiges Fräulein, ich bin sehr glücklich, Ihnen wohl ein teures Andenken zurückbringen zu können!“

„Sie?“ stammelte sie verwirrt, indem ihre Augen besangen nach dem alten Herrn spähten, von dem sie immer noch meinte, daß er irgendwo auftauchen müßte. Aber die Aalen waren menschenleer, nur die dünnen Blätter raschelten, wenn der Wind sie neckend untereinander warf. „Sie, wirklich Sie?“ fragte sie noch einmal zweifelnd, indem sie mit scheuem Blick den Fremden streifte und eine zarte Röte in ihre Wangen stieg.

„Gewiß, ich habe den Ring in Wien auf dem Friedhofs gefunden, doch verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich vermag mich vorzustellen. Mein Name ist Doktor Reinhold Nolte.“

„Reinhold Nolte — doch nicht der Dichter Nolte“, entgegnete sie überrascht. „Ja, allerdings“, sagte er, indem sein Auge mit Entzücken auf ihrer lieblichen Gestalt ruhte, „ich bin Schriftsteller, ob ich den Ehrentitel „Dichter“ verdienen, müssen meine Leser beurteilen!“

„Der Verfasser von Geistergruß, Mimose?“ fragte sie atemlos.

„Ja, kennen Sie meine Werke, gefallen Sie Ihnen?“ „Gefallen?“ rief sie hingerissen. „D, das ist kein Wort für diese Schöpfungen, die wie ein Licht in schweren dunklen Stunden wurden und Sie, Sie haben meinen Ring gefunden, o derselbe gewinnt ja jetzt doppelten Wert für mich!“

Doch verlegen brach sie ab und fügte wie ihre Begeisterung entschuldigend hinzu: „Einem Dichter darf man so etwas schon sagen, doch bitte, wo haben Sie meinen Ring, ich muß nach Hause.“

„So eilig haben Sie es, den Dichter zu verabschieden, in dessen Gesellschaft Sie doch so gerne gewillt“, sagte er traurig, „welch lange Reise habe ich gemacht, nur um Sie zu sehen, und jetzt gelte ich nicht mehr als ein Dienstmann, der sein Päckchen abgibt, und gehen kann.“

„D, nicht doch“, entgegnete sie, von seinem ernstem Ton betroffen, „aber die geistige Gesellschaft eines Dichters ist überall erlaubt, während so persönlich —“

„Glauben Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich ein schlechterer Gesellschaftler bin als meine Bücher?“ fragte er lächelnd, von ihrer sichtslichen Befangenheit

nur um so inniger angezogen, die sie vergebens zu überwinden strebte.

„Nein, ich glaube, wer so schreibt, muß auch so empfinden, aber ich muß Sie auf einen Irrtum aufmerksam machen, Herr Doktor Nolte. Sie nennen mich Fräulein — dieser Titel kommt mir nicht mehr zu, ich bin — verheiratet.“

Fast zögernd kam es von ihren Lippen, warum nur? Die seltene Beklemmung, die sie besangen hielt, galt wohl nur dem Dichter, der schon so lange der Gegenstand ihrer Träume war.

„Verheiratet?“ Wie ein Schrei klang es von seinen erblickenden Lippen, „verheiratet?“

„Ja“, entgegnete sie, und sie wußte es selbst nicht, daß ihre Stimme zitterte. „Schon in meinem siebzehnten Jahr schloß ich den ewigen Bund. Sie begreifen, daß so sehr ich mich freue, den Dichter kennen gelernt zu haben, ich doch diese Zusammenkunft abkürzen muß, bitte um den Ring.“

„Verheiratet!“ wiederholte Doktor Nolte noch immer fassungslos, ihre zarte, fast kindliche Erscheinung, die so feuch, unberührt vor ihm stand, mit wehmütigen Blicken betrachtend. „So lieblich, die verkörperte Poesie“, stammelte er.

„Und als Frau die verkörperte Prosa,“ lachte sie gezwungen, „bei mir kommt Göttin Poesie nur ein Stündchen des Nachts, wenn alles traumumfangen schlummert, dann badet sich Herz und Seele in den Gestalten des Dichters, aber nicht lange hält das Sühnglück dieser Stunde, wieder packt mich die Prosa, mit plumpen Händen und zieht mich zurück in Dual und Leid — doch mein Gott, was spreche ich, die Nähe eines Dichters wirkt wie die eines Beichtvaters, sie öffnet unser Herz und macht schwärmen!“

„Sie sind verheiratet, aber unglücklich,“ flüsterte er bewegt.

„Habe ich das gesagt?“ wehrte sie ängstlich.

„Nein, aber Ihre Augen haben es verraten, so blickt keine glückliche Frau! Die Sprache dieser seelenvollen Sterne spricht deutlicher, als der seltene Mund. Doch ich bitte Sie um Ihren Namen, gnädige Frau, den Ring sollen Sie dann im Augenblick erhalten.“

„Sie stellen Bedingungen, Herr Doktor Nolte — doch weshalb sollte ich Ihnen meinen Namen verschweigen, mein Gatte heißt Steinert, Karl Steinert.“ „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, hier ist der Ring, ich hoffe, es ist der Rechte.“

„Ja, er ist es,“ jubelte sie glücklich. „Ach, Herr Doktor, Sie wissen nicht, was mir dieser Ring ist, schon als kleines Mädchen bewunderte ich ihn an der Hand der Mutter, als ich alter wurde, erzählte sie mir, er stamme von ihrer Großmutter und brächte dem Träger Glück; als Braut schenkte sie mir ihn und knüpfte tausend gute Wünsche an dieses Geschenk. Als meine liebe Mutter starb und alle meine Hoffnungen wie Spreu im Winde zerflattert waren, da habe ich diesen Ring, oft mit heißen Thränen benetzt und ich weiß nicht, es mag Einbildung sein, aber der längere Anblick des Ringes wirkte stets beruhigend auf mich. Ich danke Ihnen, daß Sie mir dieses Andenken gebracht haben, ich fühle mich meiner geliebten Mutter näher, wenn ich den Ring trage, den sie immer getragen. Nachmals, ich danke Ihnen!“

Bei den letzten Worten hatte sie den Handschuh von ihrer zarten, wunderschönen Hand gezogen, an der ein goldener Reif, der Trauring glänzte.

„Ach,“ sagte er ganz hingerissen von ihrem Liebreiz, „gestatten Sie mir eine Günst, aus Ihrem Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen selbst diesen Ring wieder anstecke, ich bin ein Sonntagskind,“ scherzte er, „die Berührung meiner Hand bringt Glück, darf ich?“

„Hat sich dieser Glaube bei Ihnen bewährt?“ „Fast möchte ich es glauben, denn außer dem großen Schmerz über den Verlust meiner Mutter, hat mich kein Schicksalsschlag getroffen, doch ich glaube mein Leben beginnt erst,“ fügte er träumerisch hinzu, „vielleicht ist auch mir mein Kalbarienberg bestimmt, denn welches herrliche Ziel fiel unerkannt in unsern Schoß. Doch ich bitte gnädige Frau um den Ring,“ lehte er, seine Hand, von der auch er den Handschuh gestreift, nach dem Kleinod ausstreckend.

„Mein Finderlohn, bitte!“ (Fortsetzung folgt.)



Die Tänzerin.

Eine Geschichte aus Marokko von Franz Wichmann.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

„Inster zogen sich die dichten Brauen des Raids zusammen.“

„Er kann Dir nichts nützen. Wer an der Gottheit frevel, den schützt der Sultan nicht. Was wolltest Du am Grabe Muley-Myss?“

„Ich — ich nichts! Ich suchte — ich glaubte, daß — —“

„Lügen und Ausflüchte! Du wußtest, daß es jedem Weibe, gläubigen wie ungläubigen, verboten war, die heilige Stätte zu betreten?“

Die Gefragte zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Aber es widerstrebte ihr, zu lügen.

„Ja,“ entgegnete sie somit, sich überwindend, „aber ich glaube, daß in der Nacht niemand mich sehen würde — —“

„Gott sieht jeden Frevel und auch der Deine würde uns verraten,“ erwiderte zornig der Raid. „Unsere Gesetze haben als Sühne den Tod bestimmt, und sterben mußt Du, ehe der zweite Abend heraufzieht, sonst wird der Himmel unsere Stadt mit Pest und Hunger schlagen!“

Eva wandte stöhnend und totenblaß einen Schritt zurück. Die Chavassen mußten die mit einer Dohnmacht kämpfende stützen. So war das Furchtbare ausgesprochen und sie unrettbar verloren! D, daß sie nur einmal noch den Gatten sehen, in seinen Augen lesen könnte, daß er ihr treu war, — dann wollte sie gefast sterben!

Eben öffnete sich die Thür des Selamlits und der Kaufmann Mehmed Nassir, den der Raid als weiteren Zeugen herbeschieden hatte, trat ein. Er hatte die letzten Worte des Richters noch gehört und eilte mit allen Zeichen des Schreckens auf ihn zu.

„Was sagt Ihr?“ rief er. „Sie soll sterben, — das arme junge Weib?“

„Du kennst das Gesetz, Mehmed Nassir!“ antwortete ihm der Raid. „Ein Weib, das die heilige Schwelle überschreitet, soll man lebendig in die Erde graben.“

„Ich weiß, ich weiß,“ gab der Kaufmann zu, „aber sie ist eine Fremde, — unbedachter Leichtsinns hat sie verführt! Der Frevel verlangt ja eine strenge Strafe, — aber muß es denn der Tod sein?“

Der Raid dachte nach. Auch er hatte in diesem Falle nur ungern streng nach dem Gesetze das Recht gesprochen. Es war nicht Mitleid, was den fanatischen Moslem dem armen Opfer gegenüber ergriff, aber einen Europäer, einen Christen hinrichten zu lassen, hatte immer seine Bedenken. Wohl reichte ihre Macht nicht so tief ins Land hinein, aber ihre Vertreter waren doch im Lande, denn Sultan Ungelegenheiten zu machen. Und dieser, wenn er auch zugeben mußte, daß man nach dem Gesetz recht gehandelt, schob doch schließlich die Schuld wieder auf seine Unterbeamten. Auch der Kaufherr redete jetzt in diesem Sinne auf ihn ein und der Raid ward immer nachdenklicher.

Schließlich ließ sich ja die heikle Sache umgehen. Er brauchte das Todesurteil nicht auszusprechen; mit einer andern Strafe wurde vielleicht das gleiche erreicht; für die Folgen konnte man jedenfalls nicht den Richter verantwortlich machen.

Während der gefreude und schlaue Gewaltthaber noch mit sich zu Räte ging, hatte Eva sich einigermaßen von ihrer Betäubung erholt und in des Kaufmanns Ankunft einen letzten Hoffnungsschimmer sehend, wandte sie plötzlich auf diesen zu, warf sich vor ihm nieder und flehte: „D, sagt mir nur das eine: Ist mein Gatte zurückgekehrt? Weiß er, was geschehen ist, wo ich mich befinde und was mir bevorsteht?“

Mehmed Nassir blickte mit innigem Mitleid auf das zarte, schöne Geschöpf.

„Dein Gatte,“ entgegnete er ihr, „ist nicht zurückgekehrt! Nur Euer Diener und Führer sind wieder da und sagen, daß sie ihn nirgends gefunden haben!“

Mit einem wehen Aufschrei des Jammers sank Eva zurück. So war es dennoch wahr, er war geflohen mit ihr, — mit der fremden, falschen Verräterin!

Ihre letzte Hoffnung war ausgelöscht; jetzt war ihr der Tod willkommen, jetzt wollte sie sterben.

Da wandte sich der Raid, der ihren Fußfall vor dem Kaufmann bemerkt hatte und, ihn falsch deutend, gern die Gelegenheit benutzte, um seine Meinungsänderung zu begründen, noch einmal an die Verurteilte.

„Du flehst um Dein Leben,“ sagte er, „und da Mehmed Nassir mit Dir bittet und ein gutes Wort für Dich einlegt, so wollen wir Gnade statt Recht üben und Dir den Tod erlassen!“

Obwohl sie sich eben noch das Ende gewünscht, wogte doch eine Welle wiederwachenden Hoffens durch die Brust der jungen Frau. Sie traute ihren Ohren kaum und einen Schritt vortauamelnd, blickte sie den Richter fragend, mit großen, ungläubigen Augen an.

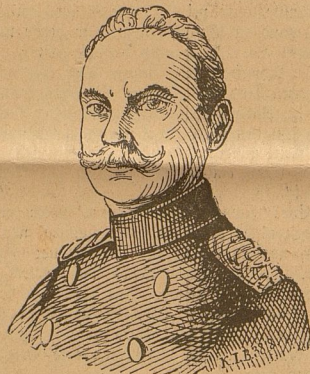
„Was sagt Ihr?“ stammelte sie. „Ich — ich wäre begnadigt?“

„Begnadigt zur Bastonnade, die morgen im Hofe des Selamlits an Dir vollzogen wird!“

Soas Gesicht erstarrte wie zu Stein bei diesen schematisch wie alles gesprochenen Worten des Richters; ihre Lippen zuckten.

Der Richter schien die summe, angstvolle Frage, die sie nicht hervorbrachte, aus ihren Mienen zu lesen.

„Zu fünfhundert Bastonnadenstreichen!“ fügte er deutlicher hinzu. „Es ist die mildeste Strafe, auf die ich erkennen kann! Führt die Gefangene fort — bis morgen!“



Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen. (Text Seite 174.)

Halb bewußtlos vor Angst und Schrecken, brach die arme Eva, wieder in ihr Gefängnis zurückgekehrt, auf dem Boden zusammen.

Eine Strafe, von der sie bislang nur den Namen gehört, eine körperliche Züchtigung stand ihr bevor, und das war hundertmal schrecklicher als der Tod. Nach einer Stunde erst schreite ein Geräusch sie aus ihrem dumpfen, verzweifelten Driiten auf.

Die Gitterthür hatte sich geöffnet und ein schwarzer Sklave trat ein, der Wasser und eine Schüssel mit Kuskusfu brachte.

„Da nehmen, — arme schöne Miß,“ sagte er in gebrochenem Englisch, „können brauchen Stärkung, — ich nicht mögen steden morgen in Eurer Haut!“

Ihre Blicke taumelten wie zu Tod geängstigte Vögel zu ihm auf.

„Ihr wißt, — Ihr kennt, — sagt mir um Gottes willen —“

„Al! auch schon Bastonnade erhalten,“ fuhr der Sklave fort, „zweihundert Streiche auf Rücken, aber bei Frauen anders, — werbets bald genug spüren, Miß, — schab' um die netten kleinen Dinger!“ Sein Blick glitt mit einer seltsamen Grimasse an ihren Kleide hinunter, — aber im selben Augenblick ging draußen ein Chavasse vorüber und rief ihn an. Er mußte das Gefängnis verlassen und die Thür schließen.

Schmerzlich weinend und von Fieberchauern der Angst geschüttelt, sank Eva gegen das Gitter zurück. Jetzt mußte sie plötzlich, um was es sich handelte, was ihr bevorstand. Die letzten Worte des Sklaven und der halb wohlgefällige, halb mitleidige Blick,

den er auf ihre Füße geworfen, sagten ihr alles. Was sie früher einmal schauernd gelesen, fiel ihr ein: — daß man im Orient Mißethäter mit Schlägen auf die Fußsohlen bestrafe. Und diese Strafe war über sie verhängt, sie, die nie einen starken körperlichen Schmerz empfunden, die, verzärtelt und verwöhnt, selbst als Kind nie die Nute kennen gelernt hatte! Wenn doch alles verloren war, die Treue des Gatten, das Glück der Liebe und jede Hoffnung, — war es da nicht besser, sie machte ihrem Dasein ein Ende, um dem Entsetzlichen zu entgehen?

Verzweifelt suchte sie in dem dunklen Raume umher, aber nirgends fand sie ein Mittel, um ihr Vorhaben auszuführen. Dann starrte sie wieder voll tödtlicher Angst auf ihre kleinen, zierlichen Füße, die immer ihr Stolz gewesen waren. Fünfhundert Streiche! War es denn möglich, das zu überleben, ohne zu sterben? Und wenn, — mußte sie nicht zeitweilen ein armer Krüppel bleiben? Die Vorstellung war so schrecklich, daß sie sich niederwarf und im Gebet den letzten Trost suchte, der der Verlassenen blieb.

V.

Erst gegen Morgen hatte der gefesselte Maler, von Ermattung überwältigt, auf dem harten Felsboden ein wenig Ruhe gefunden.

Da weckte ihn der blendende Tag und wie er aufschaute, sah er am Eingang der Höhle einen Schatten durch den hellen Sonnenglanz streifen.

Waren seine Wächter zurückgekehrt?

Doch nein, das war kein Mann; in der seinen, schlanken Gestalt, die hoch vor ihm aufwuchs und dann mit dem geschmeidigen Sprung einer wilden Raze über den niedrigen Höhlenrand zu ihm herabglitt, erkannte er die Tänzerin.

Obwohl er darauf gefast gewesen, malte sich doch ein jäher Schrecken auf seinem Gesicht.

„Giltbare, — das ist Dein Wert?“ stammelte er. Sie stand hochaufgerichtet vor ihm und ihre düsteren Augen blickten ihn an, ohne daß sie antwortete.

„Du sandtest jene Reiter, die mich überfielen und hierher schleppten?“ stieß er weiter heraus.

„Ich that es!“ kam es hart zwischen ihren Lippen hervor.

„Warum?“ rief er. „Was habe ich Dir gethan? Weil ich Dich damals heimlich verlassen habe?“

Es zuckte über ihr Gesicht.

„Nicht darum!“ antwortete sie. „Wärest Du allein zurückgekommen, ich hätte Dich wie einst mit offenen Armen aufgenommen. Aber Du hast mich verraten an eine andere und diese mit Dir gebracht, um mich zu verhöhnen!“

„Mein, Giltbare, bei Gott, das wollte ich nicht!“ beteuerte er ihr.

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es war doch so!“ sprach sie düster. „Jetzt muß sie es büßen, und in ihr treffe ich Dich!“

Geschrocken starrte er sie an.

„Giltbare,“ schrie er auf, „was ist mit meinem Weibe? Was hast Du mit ihr vor? Ist auch sie in Deiner Gewalt?“

„Zu meiner nicht,“ erwiderte sie langsam, „aber in der des Raids!“

„Was soll das heißen?“ entfuhr es ihm.

„Daß sie die Grabstätte Muley-Myss betreten hat, um Dich zu suchen. Die Chavassen fingen sie und brachten sie vor den Richter!“ erklärte sie ihm mit graufamer Härte.

Mit einem dumpfen Schrei der Verzweiflung taumelte der Maler gegen die Wand zurück.

„Die Unselige, — dann ist sie verloren, — dann — —“ Er rang nach Worten. „Sage mir alles! Hat der Raid es gewagt, den Spruch zu fällen? Muß sie sterben?“

Seine Augen hingen gleichsam an ihren Lippen. „Vielleicht überlebt sie es!“

Einen schwachen Hoffnungstrahl entzündeten diese Worte noch einmal in seiner Seele.

„Was — was sagst Du?“ stammelte er. „Kein Todesurteil?“

„Die Bastonnade,“ stieß sie hervor, „die eben jetzt an ihr vollzogen wird!“

„Die Bastonnade — Eva!“ Er schlug stöhnend die Hände vors Gesicht, als könne er damit das

furchtliche Bild verhüllen, das er im Geiste vor Augen sah. Mein armes, zartes Weib! Das muß ihr Tod sein!

Jeder Blutstropfen in ihm empörte sich gegen die Vorstellung. Blöglisch fuhr er auf:

„Ich muß hin, — ich will sie ihren Peinigern entreißen oder mit ihr sterben!“

„Das wirst Du nicht!“ Gälname vertrat ihm den Weg. „Du sollst leben für mich! Jetzt bist Du wieder mein, — ich lasse Dich nicht! Habe ich darum —“

„Du — Du schändliche, elende Betrügerin,“ unterbrach er sie außer sich, „Du hast das alles angestiftet, um Dich zu rächen, um mich mit Gewalt wieder an Dich zu fesseln! Aber es soll Dir nicht gelingen! Ich trotz Dir, — ich —“

Er vergaß die Kette an seinen Füßen, die eine Flucht unmöglich machte, und wollte das dämonische Weib zur Seite stoßen. Da stammte eine finstere, verderbliche Glut in ihren Augen auf.

Für den Lebenden führt kein Weg von mir zu ihr! kam es heiser über ihre bebenden Lippen und blühschnell hatte sie, unter das Gewand greifend, einen kleinen, blauschimmernden Dolch gezogen, den sie ihm tief in die Brust stieß.

Blutüberströmt taumelte der Maler zurück. „Mörderin, — jetzt hast Du — Dein Werk vollendet! . . . Eva, — leb' wohl, — wir sehen uns wieder, — bald — bald!“

Die Sinne drohten ihm zu schwinden, er brach zu Boden.

Da warf die Tänzerin sich plötzlich mit einem herzzerreißenden Aufschrei über ihn.

„Wehe mir,“ rief sie, „was habe ich gethan!“

Der Anblick seines stiehenden Blutes wedte in ihrer Brust die alten Gefühle, die nur die Eifersucht für einen Augenblick in Zorn und Haß verwandelt hatte.

„Ich war von Sinnen,“ jammerte sie in verzweifeltem Schmerz, „ich mußte nicht, was ich that, — denn ich liebe Dich ja, Konrad, wild und heiß wie je!“ Ich sterbe mit Dir, — wenn Du stirbst! So höhe mich doch, — ich — ich fordere ja nichts mehr, — nichts mehr für mich, — Du sollst frei, glücklich sein — mit der andern, ich will sie nicht mehr hassen, nur sage nicht, daß ich Dich getödet habe!“

Sie hatte die Kleider auf seiner Brust zerrissen und das quellende Blut mit einem Tuche gestillt. Der Verwundete kämpfte eifriglich mit letzter Kraft gegen Dummheit und Schwäche an, die ihn zu besallen drohten. Nur ein einziger Gedanke beschäftigte ihn noch.

„Nette sie,“ gab er kaum vernehmbar demselben Ausbruch, „laß mich hier sterben, — nur reite sie vor dem Gräßlichen — und ich will Dir alles vergeben!“

Da sprang die Tänzerin auf, nachdem sie den Verband, so gut es ging, befestigt hatte.

„Wirklich, — Du — Du könntest mir verzeihen, — mir, die Dich haßte, Dich verfolgte, — Dich töten wollte?“

Ihre Wäde hingen fragend, bewundernd an seinen Lippen.

Er nickte matt mit dem Haupte.

„Ich — will es, — wie unser Heiland es uns gelehrt, — der Dir gnädig sei —“

Bittere, schmerzliche Thränen traten in die Augen Gälmares.

„D,“ sprach sie erschüttert, „Dein Glaube ist groß und schön, — jetzt erkenne ich es, — und auch ich würde eine Christin werden, — wenn ich nicht sterben müßte, — damit sie lebe!“

Schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen, dann aber, einer letzten wilden Ruß auf die blaffen Lippen ihres Opfers pressend, sprang sie, von Neue und Angst gepreßt, empor, schwang sich über die Randklüft und stürzte, so schnell die Füße sie tragen konnten, durch das Olivenwäldchen der Stadt entgegen.

Halb tot vor Angst horchte am Morgen Eva auf jedes Geräusch, das sich in den feineren Gängen des Salmantils vernehmen ließ.

Wieder wurden Schritte hörbar, die vom Hofe her näher kamen. Das mußten die Männer sein, die sie holen wollten, um — um —

Sie lehnte die heiße Stirn gegen die feuchte, kalte Mauer und eine Blutwelle der Scham lief über ihr Gesicht.

„Konrad, Konrad!“ stöhnte sie.

Wenn er nur da wäre, — seine Nähe hätte sie doch trösten können! Aber, ach, — sein Gang war es nicht.

Die Schritte machten vor der Gitterthür Halt. Das Eisen klog rasseln auf. Im Eingang stand der Kislar-Aga mit drei Sklaven.

„Kommt, es ist Zeit!“ schlug die Stimme des Anführers der Leibwächter an ihr Ohr.

Sie taumelte in die Höhe; die Füße verlagten ihr fast den Dienst. Die Sklaven mußten sie stützen und durch den dunklen Gang auf dem Hof hinausführen.

Das Tageslicht mit seiner grellen Helle blendete sie. Sie sah nur, wie in einer Ecke des Hofes zwei braune, buntgekleidete Diener einen weichen Teppich ausbreiteten, auf dem der Raib, dem ein Schwarzer eben die frischgefüllte Wasserpfeife reichte, sich niederlegte, um der Vollziehung der Strafe beizuwohnen.

Mitten in dem engen, von hohen Mauern umgebenen Hofe befand sich ein niedriger, schwerer, bankartiger Holzblock mit zwei runden Löchern, Riemen und einem Schlosse versehen. Es war die Salafah, in die die Füße der Verurteilten gelegt wurden, um ihnen die zur Eitelung der Bastonnade geeignete Lage zu geben.

Vor dem Blocke machten die Sklaven mit der unglücklichen Eva Halt. Sie mußte sich niederlegen, und die Schuße wurden ihr abgerissen. Dann, da sie schamrot sich wehrte und schrie, bedeutete der Kislar-Aga sie, selbst ihre Füße völlig zu entblößen.

(Schluß folgt.)

Leben und Tod.

Der Mensch ist sich selbst das größte Rätsel. Er entsteht ohne zu wissen, wie der Lebensfunke in ihm erwacht; er besteht, d. h. wächst und nimmt zu an Körper und Geist, an Länge und Breite, an Gefühl und Verstand, ohne daß er sich so recht bewußt wäre, wie das alles zugeht, und nachdem er endlich einen Punkt erreicht, an dem er scheinbar einen Augenblick stillsteht, vergeht er schon wieder und stirbt, ohne daß er es selbst nur ahnt und denkt.

Der Uebergang zum Tode, das Sterben, mag bisweilen Augenblicke des Bewußtseins aufzeigen, ähnlich wie solche auch beim Einschlafen dem Schlaf selbst vorausgehen, allein vom Tode weiß der Tote nichts, eben weil er tot ist, was schon Epikur richtig so ausdrückt: „Wenn wir sind, ist der Tod nicht, wenn aber der Tod ist, sind wir nicht mehr; daher betrifft er weder die Lebenden noch die Gestorbenen, denn für jene ist er nicht, und die anderen sind nicht mehr für ihn.“

In der weit überwiegend großen Mehrzahl der Fälle ist der Uebergang und das Nichtsein in der That schmerzlos, und selbst dort, wo das Bewußtsein noch mehr oder weniger klar erscheint, lebt der Sterbende mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart; die philosophische Ruhe aber, die man in solchen Fällen dem Sterbenden zuschreibt, ist in der Regel nur ein Zeichen bereits eingetretener Gefühllosigkeit. Allerdings sind zahlreiche Vorkommnisse von Hippokratrates bis auf Burdach, Griesinger u. a. gut bezeugt, wonach Menschen, die seit einer Reihe von Jahren irrimig waren, unmittelbar vor dem Tode ihre volle Besinnung wieder erlangten, wie es auch in Don Quixote heißt: „Das Hauptkennzeichen, woraus sie auf sein baldiges Ende schlossen, war, daß er aus einem Narren sich so schnell in einen vernünftigen Menschen verwandelt hatte.“ Wir können uns dazu wohl der physiologischen Erklärung Fechners anschließen: daß der eintretende Tod die kranken Teile, welche durch ihren Zusammenhang mit den gesunden die Geistesfunktion bewirkten, vor den letzteren zerstört oder funktionslos macht.

Geschichte und Ueberlieferung haben als Zeichen des bevorstehenden Todes sogenannte „Todesahnun-

gen“ in so großer Menge zusammengetragen, daß es fast vermessen erschiene, sie samt und sonders anzuzweifeln. Allerdings gehört es nicht hierher, wenn ein Greis, wie es von dem hochbetagten Theologen und Dichter Mörike in Weinsberg erzählt wird, gern von seinem nahen Ende zu sprechen pflegt, um die Bestätigung des Gegenteils zu hören. Kommt dann, wie zu jenem, ein naiver Freund und Amtsbruder, der ihn mit dem düstern Gedanken vertraut zu machen sucht, so mag er häufig eine Erwiderung, wie die Mörikes, hören: „Wissen Sie was, Weinsberg ist mir noch lange gut genug; denn wenn, wie Montaigne sagt, jemand auch so alt wäre, wie Methusalem, so glaubt er doch immer noch so ein zwanzig Jährchen leben zu können.“ In der That stirbt aber so mancher, der sich aus den Sternen oder in einem sonstigen Zusammenhang die Wunder des Todes voraussagen ließ, zu der berechneten Stunde — infolge der von da ab an seinem Marke zehrenden Furcht: „Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben.“

Das Märchen, wonach vor dem Tode eines fürstlichen Hauptes die „weiße Frau“ erscheine, kostete in der That einem preussischen Könige das Leben. Wie Baron Köllnitx ausführlich erzählt, wurde die zweite Gemahlin Friedrich I., Charlotte, in so hohem Grade von Wahndenen verfolgt, daß sie schließlich in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Eines Abends gelang es ihr, die Wachsamkeit ihrer Frauen zu täuschen; mit fliegenden Haaren, nur halb bekleidet, bringt sie auf einer geheimen Gallerie bis in das Zimmer des franken Königs, der in einem Sessel eingeschlummert war. Unter den lauten Vorwürfen, mit denen sie ihn überhäufte, wird er aufgeschreckt und glaubt die „weiße Frau“ zu sehen, die ihm den nahen Tod verkündige. Von der herbeiende Dienerschaft sofort ins Bett gebracht, sollte er nicht wieder von ihm aufstehen. Wenige Wochen darauf starb er, während die Königin nach Mecklenburg geschickt wurde, wo sie bis zu ihrem Ende verblieb.

„Die letzten Worte“ eines Sterbenden wurden von je her über Gebühr geschätzt, während sie unter anderen Umständen nie beachtet worden wären. In dem Maße als die Empfänglichkeit der äußeren Sinne gewichen, und der Geist für richtige Eindrücke unempfindlich ist, beschäftigt sich das innere Seelenleben noch mit dem vertraut gewordenen Vorstellungen. Napoleons letzte Worte waren: „Tête d'armée.“ Ein Professor glaubte seine Schüler zu entlassen. „Sie mögen jetzt gehen“, sprach er ernst, „denn es wird schon finster.“ Im nämlichen Augenblicke amete er aus, genau wie Goethe, der auch mit den Worten starb: „Mehr Licht“, denn dem Sterbenden, wie dem in Dummheit Eintenden, wird es finster vor dem leiblichen Auge, ohne daß deshalb auch das innere geblendet sein mußte.

Die letzten Augenblicke des Lebens werden häufig mit dem Wort „Todeskampf“ bezeichnet, und wie der neugeborene Mensch gleich beim ersten Atemzug bewußtlos so manchem Vorurteil zum Ziele dienen muß, so giebt es auch in der Stunde seines Todes so manche Dinge und Gewohnheiten, die, solange der Sterbende Bewußtsein hat, ihm die letzten Augenblicke wohl erschweren mögen. Selbst die Kirche trägt öfters dazu bei, sie dem einzelnen möglichst bitter zu machen. Läßt man doch die Mitglieder mancher Orden nicht auf ihrem einsachen Lager ausatmen, sondern hebt sie auf ein Aschenbrett oder eine härtere Matrasse, die man auf dem Boden ausgebreitet hat. Natürlich setzen wir voraus, daß der Sterbende bei allen solchen Szenen Schmerz fühle und sich dessen bewußt sei. Diese Bedingung tritt jedoch stets mehr und mehr zurück, je näher der letzte Augenblick herankommt. In dem Maße, als das Gefühl im ganzen Organismus nachläßt, desto mehr wandelt es sich in Fühllosigkeit und Bewußtlosigkeit seiner selbst. Wenn Cuvier, indem er die letzten Schläge seines Fußes zu zählen und das nahe rückende Ende zu bestimmen versuchte, von einem „Todeskampf“ etwas gefühlt hätte, würde ihn jene Zählung gewiß so wenig möglich gewesen sein, wie dem berühmten William Penn der Ausruf: „Ach, wenn ich doch nur eine Feder halten und aufschreiben könnte, wie leicht es sich stirbt!“ Selbst Louis XIV.

rief in seiner letzten Stunde aus: „Ich hätte wirklich geglaubt, daß das Sterben mehr auf sich hätte!“

Erfolgt der Tod wider Erwarten nicht, so ist der Gesehene meist erstaunt über die Trauer und die Bestürzung in den Mienen der Seinigen, wie diese sich wundern zu hören, daß er trotz anscheinenden „Todeskampfes“ entweder nicht gefühlt oder gar in einem eigentümlich angenehmen Zustande sich befinden habe. Zahllos sind die Erzählungen von solchen, die aus starker Betäubung ins Leben zurückgerufen wurden. Erhängte, Erstickte, Ertrunkene, vom Schlachtfeld oder auch aus den Klauen wilder Tiere Gerettete pflegen vorzugsweise auf der Rückkehr zum Leben zu leiden, während der Ausgang aus demselben in der Regel, wie bei Montaigne nach einem gefährlichen Sturze vom Pferde: „ein Pfad ins Elysium zu sein schien.“

Prof. Heine aus Zürich, der bei einer Bergbesteigung abstürzte, erzählt, übereinstimmend mit anderen, die das gleiche Schicksal betroffen: „Was ich in den wenigen Sekunden, die der Fall dauerte, fühlte, würde in der Erzählung wohl eine Stunde beanspruchen; alle Gedanken und Wiber stellten sich mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit dar; ich sah alle Begebenheiten meines Lebens in unzähligen Bildern vor mir abrollen.“ Ähnliches versichern Diejenigen, die man noch zeitig vor dem Tode des Erstickens durch Kohlendunst oder Erstickung rettete. Zu

auffallender Weise begegnen sie sich fast alle in der Erfahrung, daß in den letzten Augenblicken des Selbstbewußtseins die Ereignisse des eigenen Lebens, bis in die geringsten Einzelheiten hinein, blitzartig erleuchtet, in rascher Folge vorüberziehen. Erstausdrücklich sind auch die Erfahrungen des Erfrierens, bei dem sich die Unempfindlichkeit bei weitem rascher steigert, als die Schmerzen, die man voraussetzen möchte. Gewöhnlich verlangen die Opfer jenes Schicksals nicht einmal Hilfe, ja sie pflegen derselben geradezu Widerstand entgegenzusetzen und „die Süßigkeit des sich bei ihnen einstellenden Schlafes“ kaum durch Gewalt unterbrechen zu lassen.

Auf der anderen Seite nimmt der nahe Tod nicht selten die Maske der Genesung vor. Indem er sich schon dieser oder jener Teile des Körpers bemächtigt hat, lassen alle Schmerzen nach, dem Sturm folgt Ruhe, das Fieber geht zurück, und der Unfuhige hält die Gefahr für überhanden. Bei Entzündungen innerer Eingeweide, des Gehirns, der Lungen, des Darmkanals, besonders in Verbindung mit nervösen Fieber, kommt jene Täuschung häufig vor. Der heitere Sinn, die Ruhe und Schmerzlosigkeit, welche nicht selten auch mit vollem, neu erwachtem Bewußtsein sich vereint, neigt sich indessen bald zum gefühllosen Schlafe, der den letzten Augenblick vorangeht. Und nun gar der eigentliche, naturgemäße Tod, der durch das Alter, die Eutha-

nasie, ist ein allmähliches Verschwinden und Verschweben aus dem Dasein, und zwar auf unmerkliche Weise. Ueberhaupt mag der Augenblick des Sterbens dem des Erwachens aus einem schweren, albedrückten Traum ähnlich sein“, meint Schopenhauer, im Sinne des Euripides: „Wer weiß denn, ob das Leben nicht ein Sterben ist, und Sterben Leben?“

Unsere Betrachtung wollen wir mit einer anderen Parallele aus dem fernsten Osten wie aus dem Westen schließen, denn was könnte uns in jener alles beherrschenden und alles beendenden Frage eine größere Befriedigung gewähren, als uns eins zu wissen in der merkwürdigen Uebereinstimmung der Weisen aller Zeiten und Völker? So sagt Cicero: „Froh und dankbar wollen wir dem Tod entgegengehen und darin eine Eröffnung unseres Kerkers, eine Lösung unserer Bande erkennen, weil wir entweder dadurch in die eigentliche ewige Heimat eingehen oder doch mit der Erfindung zugleich aller Widerwärtigkeiten ledig werden.“ (Vgl. dazu Zet. Strach 41, 3—5), und Kong-fu-tse: „Verübe Dich nicht zu sehr über den Tod Deines Bruders. Tod und Leben sind in der Macht des Himmels, dem sich der Weise unterwerfen muß. Bedenke vielmehr, daß alle Menschen auf der Erde Deine Brüder sind, — warum also meinen, wo Dir so viele andere noch am Leben sind?“ (Vgl. dazu Matth. 12, 49 und 50.)

Vermischtes.

Das Goethedenkmal in Rom. Bei Gelegenheit des Kaiserbesuches in Rom fand bekanntlich die Grundsteinlegung zu dem vom Kaiser der Stadt Rom geschenkten Goethedenkmal auf dem Monte Pincio statt, und zwar in Gegenwart des Kaisers, der Prinzen, des italienischen Königs-paares, der Behörden und vieler geladener Gäste. Die Stadt gab ein Gartenfest in Pincio, dem Kreuzungspunkt der Wege von Trinita del Monte und nach den Dektisten. Der Grundstein besteht in einem Travertinblock, in welchen ein Marmorblock, der eine Pergamenturkunde, welche vom Kaiser und von den hervorragenden Umwesenden unterzeichnet wird, sowie alle deutschen und italienischen im Kurs befindlichen Münzen enthält, eingelassen wird. Zur Zeremonie des Hammerhanges diente ein von einem Deutschen Künstler ausgeführter silberner Hammer. Ueber das von Professor Oberlein geschaffene Denkmal selbst, das wir unseren Lesern auf der Rückseite im Bilde vorführen, ist folgendes zu sagen: Goethes Standbild hat mehr als anderthalbfache Lebensgröße und das Ganze eine Höhe von etwa acht Metern. Auf drei Unterfüßen ruhen zwei gewaltige Bruchstücke antiker Tempelarchitektur, die ein ionisches Säulenkapitäl tragen. Den Sockel beleben drei Gruppen. Für die beiden Vordergruppen sind aus altrömischen Bruchstücken Sitze aufgebaut: Die links vorwärtig durch Pygmalion, die sich an den alten Gärtnern lehnt, und die dramatische Poesie ist dargestellt durch Pygmalion, zu der Drest sich richtet. An der Rückseite drückt über einem Kollanten Faust, dem Mephisto ins Ohr flüstert. Professor Oberlein hat j. Z. in den Brücken in Carrara ein Marmorblock ausgewählt, der den gewaltigen Inhalt von 700 Kubikmeter und eine Höhe und Basis von 16 Meter hatte. Die Goethefigur ist drei Meter groß, und das ganze Denkmal erhält etwa acht Meter Höhe. Der Kaiser äußerte j. Z. bei der Betrachtung des Gesamtwerkes seine Freude über den „großen und weithellen Eindruck“ des Denkmals und bemerkte: „Das ist mal ein hervorragendes Werk. Die deutsche Kunst wird in Italien damit Ehre einlegen. So sind auch meine Wünsche, daß das Studium der klassischen Kunst befruchtend für die moderne Bildhauerei sein möchte. Das Denkmal wird an hervorragender Stelle in den herrlichen Anlagen rechts am Eingang des Pincio sich erheben. Die Augen Goethes werden auf die ewige Stadt gerichtet sein.“

Erzprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen. Wohl selten hat die Verabschiedung eines kommandierenden Generals ein solch allgemeines Interesse gefunden, wie diejenige des kommandierenden Generals des 6. Armeekorps, des Erzprinzen von Sachsen-Meiningen, dessen Porträt wir unsern Lesern aus diesem Anlaß auf Seite 172 bringen. Angeblich soll langer und mannigfacher Verbrüß diesem Ereignis vorausgegangen sein. Die Gemahlin des Erzprinzen stimme wenig mit dem Kaiser überein, und auch zwischen dem Herzog, der seit 30 Jahren mit der Freiin von Helldorf, geb. Ellen Franz vermählt ist, und zwischen dem

Kaiser herrsche Verstimmung. Diese ist auf den, nach dem Regierungsantritt des Kaisers angelegten Antrittsbuch desselben am Meiningen Hofe zurückzuführen, welcher fast in jeder Stunde, nachdem Hof und Land sich schon ungeheure Kosten verursacht hatten, wegen Offizierswierigkeiten abgesetzt wurde. Der Herzog reiste noch am selben Abend mit seiner Gemahlin nach England ab. Diese Spannung mag später noch ihre Verschärfung erfahren haben durch das entschiedene Eintreten des mit dem Schaumburg-Weppischen Hauje fast ebenso nahe wie mit dem Graf-Regenten von Eppendorf verbandenen Herzogs für den Graf-Regenten in der jastam bekannnten und viel erörterten kypischen Erbfolgefrage. Die Verabschiedung soll in der bekannnten Form des „Blauen Briefes“ erfolgt sein und zwar angeblich wegen des jüngsten Grafes des Erzprinzen über die Solbanten-Verhandlungen. — Der „Kölnen Ztg.“ zufolge erfolgt jedoch der Rücktritt des Erzprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen als kommandierenden General des 6. Armeekorps deshalb, weil der Prinz den Wunsch hegt, in der Nähe seines 77 jährigen Vaters zu leben.

Ein Gottesurteil im Sudan. Einen merkwürdigen „juristischen Fall“ berichtet Lord Cromer in seinem soeben erschienenen offiziellen Bericht über Ägypten und den Sudan. Die Justiz in Ägypten ist noch sehr reformbedürftig, die Korruption ist noch nicht erloschen, wenn sie auch jünger geworden ist. Die schwierigste richterliche Arbeit fällt den Administratoren im Sudan zu. Ein typischer Fall, der, wie es scheint, einen von ihnen aus der Fassung brachte, ereignete sich im Bezirk Dongola. Ueber die Haftaden gab es keinen Streit; Taha Ali und Ahmed Hamad betrieben gemeinsam eine Schlichterei. Taha Ali benachrichtigte Ahmed Hamad, daß eine zur Teilhaberschaft gehörende Summe, die ihm überlassen worden war, gestohlen wäre. Ahmed Hamad glaubte die Geschichte nicht und klagte Taha Ali des Diebstahls an. Sie beschloffen, die Sache einem Fakir anzuvertrauen, der sich in der Nachbarschaft niedergelassen hatte. Beide Männer gingen demgemäß zu dem Fakir. Dieser schrieb einige Stellen aus religiösen Büchern, die in seinem Besitz waren, auf eine Schreibtafel mit europäischer Kopierlinie ab, wuch die Schrift mit Wasser in einer Schale ab, tauchte etwas Brot in das Wasser, teilte das Brot und das Wasser zwischen die beiden Streitenden und sagte ihnen, daß der, der im Unrecht war, gefährlich erkrankt würde. Nachdem sie das Brot gegessen und das Wasser getrunken hatten, gingen die beiden Streitenden fort. Taha Ali wurde bald darauf von heftigen Schmerzen befallen, kehrte zu dem Fakir zurück und beichtete, daß er das Geld gestohlen hätte. Sein Zustand verschlechterte sich schnell, und wenige Stunden später starb er. Die ärztliche Untersuchung zeigte keine Zeichen von Vergiftung. . . Um zu ermitteln, wie weit der Glaube herrichte, daß das Gottesurteil eine vernünftige Methode wäre, Verbrechen zu ermitteln, erählte ich zwei Eingeborenen die Geschichte; einer war ein frommer Scheich in hoher Stellung, der andere ein eingeborener Diener, der seit vielen Jahren im Dienste englischer Herren stand. Während der Scheich zwar nicht zweifelte, daß ein Verbrechen durch ähnliche Mittel, falls sie

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any
geschaflos in wenigen Tagen.
Nachdem Sie alles Mögliche
erfollos angewandt, mach
Sie einen letzten Versuch
mit Crème Any, es wird Sie
nicht reuen! Mk. 2.— fro.
Nachn. Mk. 2.45. Echt nur
allein durch Apotheke
zum eisernen Mann, Strassburg i. E.

Bei Entnahme hier angelegter Waaren bitten wir auf unsere Rettung zu bestehen.

Benor Sie
Kamin, fan-
ten, verk. Sie
im e-Stereile
i. 2. 2037. i. 2027.
Zuchantell u.
ill. Preis. 1. 0. 8.
Schmann ligen

Koninchenzucht-Anstalt in Widdorf-Postdam
Tausende freiwillig Streifenm. u. Verführung.

Gustav Kreinberg, Markneukirchen
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direktor Versand unter Garantie. Katalog gratis u. fr.

Photogr. Apparate u. Bedarfsartikel
Kameralog gratis. — 6 Mal vergrößert. — Gege. 1876.
Hambkamera für 6x9 mit Zubehör. . . 7.50 Mk.
Kopierkamera 6x9 40 Bsp., 8x12 50 Bsp., 13x18 75 Bsp.
Reifilmkamera mit Zugschick. Best. 6x8 . . . 5.50 Mk.
Kameralog 8x12 mit Objektiv u. 1 Ref. . . . 20. — Mk.
Stativ-Appar. 8x12 kompl. mit 1 Doppelplatte. . . 10. — Mk.
13x18 . . . 15. — Mk.
Vergrößerungs-Apparat 9x12 auf 18x24 cm. . . 10. — Mk.

Otto Schroeder, Berlin S., Oranienstr. 71.

Soeben erschien:
Ausführungsbestimmungen
betr. Schlachtvieh- und Fleischbeschau,
einschliesslich der Trichinenschau, bei
Schlachtungen im Inlande.
Sonderabdruck aus Nr. 4 des „Ministerial-Blatt für die gesamte innere Verwaltung in den Königlich Preussischen Staaten“.
Herausgegeben im Bureau des Ministeriums des Innern.
Preis 1 Mark.
Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.

Roverkönig
Bestes Fahrrad der Welt!
Katalog gratis.
Billigste Preise. Solvente Vertreter gesucht.
Roverkönig-Fahrrad-Industrie W. Staby, Unna I. W. 61.

WEISSE HÄNDE.
zarten Tein, Jugendfrische verleiht
ges. ges. HAUT CRÈME TERAS
Unübertrafen bei spröder Haut,
Sommersprossen u. unreinem Tein
Büchse oder Tube 075 u. 1.50.
Max Schwarzlöss, Königsstr. 59
BERLIN

ZARTES GESICHT.
Deutsche erkrankte Roland-Fahrräder
auf Teilzahlung.
Anzahl. 30-60 Mk.
Abzahl. 10-20 Mk.
Sehr billige Preise
Man verlange
Katalog Nr. 69.
S. Rosenau in Hachenburg.

Das alt bewährte
MAGGI
verbessert
SUPPEN, SAUCEN und GEMÜSE



von einem heiligen Mann gebraucht wurden, entdeckt werden könnte, meinte er doch, der Zafir wäre ein Betrüger. Gleichwohl hielt er nicht dafür, daß er bestraft werden sollte. Er wiederholte eine bekannte Geschichte von einem Mann, der in seines Freundes Hause sojort, nachdem er Sonntag geessen hatte, starb. Ein schwerer Verdacht fiel auf den Freund, der der Bestrafung nur dadurch entging, daß er auf dem Boden des Lofes eine tote Schlange zusammengerollt fand. Der Scheffl schloß, daß auch in diesem Falle möglicherweise eine Schlange in das Zintenfaß geipelt haben konnte. Der Diener zweifelte nicht, daß die angewandten Mittel eine wirksame Art zur Ermittlung von Verbrechen wären. Er drückte nur sein Erstaunen darüber aus, daß der Mann auch nach der Beichte und Zurückgabe des Besitztums gestorben war und meinte, das zeige, ein wie ausnahmsweise schlechter Mensch er war, der noch andere Verbrechen begangen hätte, über die Gott ärgerlich gewesen wäre.

Gehörnte Europäer. Was für merkwürdige Vorstellungen noch in den Köpfen der eingeborenen Araber leben, zeigt folgender Bericht, den das Bureau Reuter aus Aden erhält: Die Haupt-einwände gegen den Bau einer leichten Eisenbahn in das Hinterland von Aden entstehen aus den Vorurteilen der eingeborenen Stämme, die sehr abergläubisch sind und Lokomotiven für eine Erfindung des Teufels halten. Wenn man 150 englische Meilen weit ins Innere kommt, sieht man auf Stämme, die fest glauben, daß auf den Köpfen der Europäer Hörner wachsen, daß sie Flügel ohne Fehen haben und daß ihre Augen festsrecht im Gesicht stehen.

Weiteres.

Berkreut. Gelehrter (der vor einigen Tagen seine Wirtschafterin getrahet hat): Weiß der Teufel, warum jetzt meine Wirtschafterin immer Du zu mir sagt!

Wo nicht möglich. Kleinfchen schläft seit einiger Zeit mit Großmama in einem Zimmer. Die Mutter hat es ermahnt, immer hübsch acht zu geben und alles so zu machen, wie Großmama. Kleinfchen erzählt fröhlich, daß es abends seine Kleider schon ganz ordentlich hängen kann und fährt dann stocend und niederzuschlagen fort: „Gins, Mutti, kann ich aber noch gar — gar nicht!“ — „Was, Liebling?“ — „Die Zähne herausnehmen!“

Auch eine Vorbereitung. Vater: ... Wie kannst Du nur so häufig ganze Nächte durchschwärmen, Arthur? — Stud. med.: Aber Papa, damit trainiere ich mich ja nur! Bedenke, wie oft ich später als Arzt mitten in der Nacht heraus muß!

Uebertrumpft. Herr (während des Tanzens): Ach, ich denke es mir zu schön, sich während eines Walzers zu verloben! — Dame: Aber noch schöner muß es sein, sich im Galopp scheiden zu lassen!

Eine neue Krankheit. A.: Ihre Frau ist nicht wohl? Was fehlt ihr denn? — B.: Sie ist huteleidend.

Parlet. E.: Nicht wahr, Albert, Du hast mich doch eigentlich nur meines Geldes wegen getrahet? — Er: Komische Frage! Sätze ich Dich vielleicht meines Geldes wegen nicht heiraten sollen?

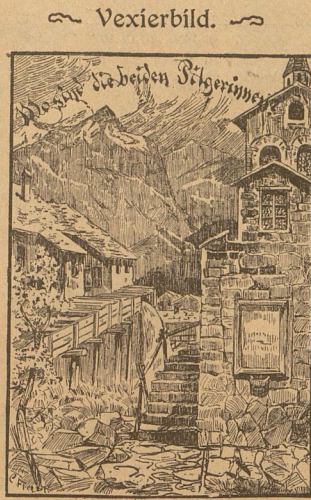
Der größte Erfinder. „Wen halten Sie für den größten Erfinder der Neuzeit?“ fragte eine Frau. — „Meinen Mann,“ erwiderte stolz die andere. — „Wieso? Mir ist nicht bekannt, daß Ihr Mann je etwas erunden hat!“ — „Na! Ich wollte, Sie könnten einmal die Entschuldigungsgründe hören, die er anführt, wenn er um zwei Uhr in der Früh nach Hause kommt.“

Auch ein Stolz. ... Und sehen, Frau Nachbarin, hier ist unser Schlafzimmer! ... Ich, mein Mann und meine acht Kinder schlafen in Betten, die mit Federn von selber geessenen Gänzen gefüllt sind!

Fatal. Herr Baron, der Fektor apporriert soeben ein Reduhm! — „Also doch eines getroffen?“ — „Es ist aber schon gebraten.“ — „Ach mein Frühstück!“

Kopfarbeit. Es ist also vor allen Dingen nötig, daß Sie sich jeglicher Kopiarbeit für die nächsten Wochen enthalten! — Patient: Ja, aber Herr Geheimrat, davon leb' ich ja! — Arzt: „So, dann sind Sie wohl Gelehrter?“ — Patient: „Ne, das nicht, aber Friseur bin ich!“

Widerpruch. Nun, Emma, wie wars gestern auf dem Ball? — „Zum Davonlaufen!“ — „Ja, warum denn?“ — „Weil ich immer fliegen geföhnen bin!“



Doppelstunt. Braut: ... Es ist sehr lieb von Dir, daß Du mich so in Dein Herz geschloffen — obwohl ich doch eigentlich gar nicht schön bin! — Bräutigam (mit einem Blick auf den Geldschrant des Schwiegervaters): „Ja, ja — ich lege eben mehr Wert auf das Innere!“

Kindermund. Die Gelehrin erklärt den Spruch: „Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da die Diebe nachgraben und stehlen.“ Sie fragt: „Was ist denn ein Schatz, Venchert?“ — Venchen: „Einer, der immer auf und ab geht.“

Kleines Mißverständnis. Herr v. Strikow ist zum ersten Mal auf einer Hochgebirgstour. Gleich im Anfang teilt ihn der Führer beim Ueberqueren einer nicht gerade gefährlichen Stelle an. — „Na, was ist denn das?“ — fragt Herr v. Strikow erstaunt, „glauben Sie vielleicht, ich gehe Föhnen mit dem Föhrenlohne durch?“

Qualifikations - Nachweis. Uebermensch: Werden Sie aber auch der rechte Mann für die Dienestelle bei mir sein? — Stellenföhrender: Gnädiger Herr, ich bin auch schon in einer Kaltwasser-Seilanstalt gewesen!

Geschäftliches.

Fischereien gehören nun wieder zu den schönsten Belustigungen. Die Zeit ist da, wo der Angler wieder hundlang an den Gewässern sitzt und seine Angel auswirft, um möglichst eine reiche Beute heraus zu ziehen. Um nun ganz sicher zu gehen, ist es gut, wenn man sich mit einer guten Witterung versehen hat. Die Taubenleibhaber sind oft sehr vertrießlich, ihre wertvollen Tauben nicht im Schlage halten zu können und geben sich alle mögliche Mühe, scheuen auch keine Kosten, sehen sich jedoch getäuscht, weil sie das Richtige nicht gefunden haben. Es giebt eine Witterung, welche die Tauben unschlar auf die Dauer feißelt. Dieselbe sowohl wie der Fischwitterung ist zu haben in der Fabrik von C. Porstakiewicz, Leipzig, Wiesenstraße 20. Im übrigen verweisen wir unsere Leser auf das Inserat in vorliegender Nummer.

Bei dem überaus großen Angebote von Fahrrädern und Fahrradbestand, und Zubehörteilen hält es schwer, die richtige Bezugsquelle ausfindig zu machen. Mit gutem Gewissen können wir die Firma Superior Fahrrad Manufaktur Hans Hartmann, Eisenach, empfehlen, welche ihren Ruf durch streng soliden Bedienung bei enorm billigen Preisen verdient. Diesen reichhaltig ausgestatteten Pracht-Katalog erhalten Interessenten gratis und franko.

Für die Hausfrau.

Kalte Pfefferlauce zu Bratenresten oder Bratwürsten. Sechs Portionen 1/2 Stunde. Ein mittelgroßer, recht zarter Rettich wird geschält und sehr fein auf dem Reibeisen gerieben. Dann rührt man etwas Del mit Salz glatt, giebt guten Weinessig, den geriebenen Rettich und eine halbe Obertasse heißes Wasser sowie 1/2 Schöpfel Maggiwürze hinein, kochet ab, rührt gut durch und serviert die Sauce.

Deutsche erstklassige Solidaria-Fahrräder
auf Wunsch Teilzahlung.
Anzahlung 20, 30, 50 Mark.
Abzahl. 8-15 Mk. monatl.
Enorm bill. Preise.
Preis. grat. u. franco.
J. Jendrosch & Co.
Berlin NW., Siemensstr. 4. 5.

Solide Eigene Fabrikate. Direkter Versand.
Trommeln u. Felle, Signalinstrumente, Becken, Glockenspiele und Schellenbänne.
Lebr. Fischer, Markneukirchen i. S.
Verlangen Sie unsonst Preisliste No. D.

Urania
feinste Qualität
Matic. Reiterer ge-
lucht. Nat. gratis.
Brennleit-Wämel a.
Garant. Geld 5 Mt. an.
Aufsichtungs-Mk. 30.
Urania Fahrradfabrik Cottbus C.

Goldene u. silberne Medaille Paris 1900.
Die Haare wachsen wieder!
Haarwuchs Bartwuchs
förderndes vegetabilisches Kräuter-
kraftwasser (Nordpol). Ist zweifels-
los wirksam bei vorgerückter Kahlgel-
tesen auch nur die geringe Keimfähigkeit
noch vorhanden ist, belei die Haarwurzel
zu neuem fröhliche Verhältnisse unklar das
Ausfallen der Haare. Bitte Anrechnung,
früher Erfolg 21. 50 Mk., 2 Mk., fr. v. Mad. v.
Georg Pohl, Berlin, Brunnenstrasse 157.
sonst nirgends.

Tafel-Honig
verf. 10 Pf. netto Mk. 4.75 incl. eleg. Emaille-
eimer. Garantie: Zurücknahme. Versandfrans
R. Fischer, Schöningen.

Für Sammler!
100 Lichtdruck-Postkarten
in feinsten Ausführung
in verschiedenen Ansichten
franko M. 2 gegen Einendung des Betrages.
Wilhelm Greve, Postkarten-Verlag
Berlin SW, Ritterstrasse 50.

Schnurrbart!
Wer sich vor Fäufung und Schaden fürchten will, solle nicht auf die veralteten röhrenförmigen Schnurrbartentzögerungen und Scheitgaranten in den sich immer mehr häufen den Simonen über angelegte Barthaarungsmittel herein, denn wichtige Anweisungen über das Eintragen, was es zur Verhütung des Schnurrbartes giebt, erhält, wer das berühmte Fingoln bestellt. Fäufung und Bräunen ist da ausgeschlossen. Um das Wachsen des Barthaars zu erzwingen, wenn es keine Neigung zum Wachsen zeigt, ist mein Mittel geradezu großartig in der Wirkung. Selbst Gelehrte, die es angewandt, rühmen die wunderbare Wirkung, ganze Glöße von Danaungen und Ankeremungen sind von meinen Ankerungen emgegangen. Bei Ankerung Betrag punkt. Fingoln ist zu beziehen in Dosen zu Mk. 1.50 2.50 u. 4.—. Uerzliche Anweisungen über Barthaarung sind 50 Pf. gratis, bei Bestellung von 2 Dosen gratis. Versand gegen Nachnahme nur von Paul Koch, Spezial-Laboratorium, Gelsenkirchen Nr. 88.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Ein passendes Geschenk für Brautleute!
Das Neue Testament
Nach der deutschen Uebersetzung
des Dr. Martin Luthers. 600
Im Charakter der Handschriften-Malerei des Mittelalters, geschmückt mit bunten Umrahmungen, Zierrainen, Initialen und religiösen Miniaturen in getreuen farbigen Nachbildungen, unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Kunstgelehrter.
Gesamtabgabe von
Emil Frommel, weil. Dr. theol., Hofprediger z. und
Reinrich Steinhilfen, Dr. phil., Wärrer.
Ermäßigter Preis: Ausgabe in Ralito Mark 15,—,
Ausgabe in Leder mit Goldschn. 40 Mt.
Max Pash, Verlagsbuchh., Berlin SW., Ritterstr. 50.

Grosse Einnahmen erzielen Sie durch
Champignon-Zucht
im Garten, Keller, Schuppen, Stall. Braut
mit Kulturanzweisung, 4 Kg Mk. 2.50,
4 Kilogramm 5 Mk. liefert
Stark's Champignon Kultur,
Lindenthal b. Leipzig 7.
Keine Föhneraugen mehr
nach dem Gebrauch meines vorzüglichsten
Föhners. Best. Gint. u. 60 Pf. zu bez. durch
Richard Neumann, Berlin SW., Friedrichstr. 225

Flechtenkranke.
Erfolgreich wählende Schuppen und Bartflechte,
sonne das damit verbundene lästige Gauschuchen
beseitigt unter Garantie, selbst wenn die
nützigsten Erfolge hatten, ohne jede Berufshü-
tung, nach langjähriger bewährter Seilmeibode.
E. Ahlemann, Leipzig-Reudnitz.

Sie staunen!
So lange Vorzeit, neu, alles um 3 Mt.:
1 Schnellphotograph, 21 1/2", 1 große Krengrit-
fernammitte mit 84 Bönen, 20 versch. Subinter-
bänder, 8 große Rollstöcker, 20 große Wobellier-
bogen, 6 Wärrerblätter, 1 Buch mit 2700
Bilder, 2, 1 Trambuch, 1 Wärrerstab,
8 große Wobellier, 20 kleine Grot-Scheren,
Wärrer Baubretter, ein Zentimeter,
1 Patent-Wärrer.
88. Dümlein, Leopoldshöhe, Baden.
Instrumente,
werke jeder Art,
reell und billig
Thüringer Musikhaus, Apolda.
Catal. grat. O. Körbs vorm. F. A. Burkhardt.

